

Herman Koch

Einfach leben

Roman



Aus dem Niederländischen
von Christiane Kuby
und Herbert Post

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

Titel der Originalausgabe: *Makkelijk leven*

© 2017 Herman Koch

Die Originalausgabe erschien 2017

bei Stichting CPNB

All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby und Herbert Post

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner

Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © vpif/stock.adobe.com

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-05210-7

Ich schreibe Ratgeber.

Sie kennen mich, möchte ich meinen. Von meinem erfolgreichsten Buch, *Einfach leben*, wurden weltweit mehr als vierzig Millionen Exemplare verkauft. Ist dieser Erfolg mir zu Kopf gestiegen? Ja und nein. Kurz nach Erscheinen der 18. Auflage – damals ausschließlich auf Niederländisch; wie lange ist das jetzt schon wieder her! – legte ich mir einen schwarzen Jaguar XF zu. Julia, meine Frau, verzog das Gesicht, wie sie es auch immer tut, wenn ich ihr mitteile, dass am Abend Champions-League-Fußball im Fernsehen läuft und wir daher nicht essen gehen können. »Aber wenn du unbedingt willst, dann vor sechs, denn ich möchte spätestens um acht zurück sein, dann fängt die Vorschau an (...) Morgen Abend? Nein, da ist auch Champions League. Donnerstag Europa League. Freitag! Wie wär's mit Freitag?«

So ein Gesicht. Der Ausdruck änderte sich nicht, als ich ihr die rechte Wagentür aufhielt. Kopfschüttelnd ließ sie sich auf den cremefarbenen Ledersitz sinken. »Ach, Tom, wie schrecklich!«, sagte sie. »Ich traue mich gar nicht. Das passt doch überhaupt nicht zu uns. So sind wir doch nicht.« Die Farbe der Sitze hatte ich auf der Webseite von Jaguar ausgewählt, auf der man jedes Detail und alle Extras selbst

angeben kann. Vorderansicht, Seitenansicht – mit dem Cursor hatte ich den Wagen um dreihundertsechzig Grad gedreht. Von den fünfzehn verschiedenen Felgentypen hatte ich die mit den meisten Speichen ausgewählt: ein gleißendes Spinnennetz aus Silberdraht. Ein in weinrotem Nussbaum furniertes Armaturenbrett, das perfekt zur Farbe der Sitze und der dunkelbraunen Innenseite des Dachs passte. Ich war noch bescheiden gewesen. Auf eine Sitzheizung hatte ich verzichtet, genauso wie auf die Möglichkeit, mit einem einfachen Knopfdruck am Lenkrad gegebenenfalls Eis auf den Außenspiegeln schmelzen zu lassen. Dafür hatte ich mich für das Audiosystem von Bower & Wilkins entschieden: ein Subwoofer und vierzehn über den Innenraum verteilte Boxen. Ein »prämiertes« Audiosystem hieß es auf der Webseite. Das beste, das je in einen Wagen eingebaut worden sei. So sind wir doch nicht, sah ich auf Julias Lippen, während ich die Lautstärke, auch direkt vom Lenkrad aus natürlich, voll aufdrehte, und »Now or Never« von den Roots den Jaguar auf seinen Rädern zum Wackeln brachte. In den Häusern zu beiden Seiten der Straße bewegten sich die Gardinen, irgendwo wurde sogar ein Fenster aufgeschoben, jemand lehnte sich weit hinaus, um sich meine neue Errungenschaft ungeniert zu Gemüte zu führen.

Aber meine Frau hatte recht. So waren wir nicht. Auch ich nicht – nicht wirklich. Natürlich fand ich den Wagen wunderbar, es war ein betörend schönes Auto, allein schon das Logo, der silberne Jaguar im Sprung, sein Opfer ein Zebra oder Gazellenjunges. Aber das war nur die eine Seite

der Medaille. Wir wohnten damals in einer Parterrewohnung in einer ruhigen Straße. Am liebsten stellte ich den Wagen direkt vor der Haustür ab, sodass ich ihn von meinem Arbeitszimmer aus sehen konnte. Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ja, es war ein schöner Wagen, aber er war nicht für mich bestimmt. Es war ein Auto, nach dem man sich umschaute, nicht ein Auto, in dem man selbst sitzt und nach dem sich alle anderen umschauen. Durch das Fenster meines Arbeitszimmers betrachtete ich den Jaguar, bei Weitem der schönste Wagen der ganzen Straße. Alle anderen verblassten daneben, aber er war für jemand anderes bestimmt, das war mir jetzt klar. Für einen Minister. Einen Bankdirektor. Oder für einen Rechtsanwalt wie den berühmten Bram Moszkowicz! Der fuhr allerdings eine andere Marke. Vor einigen Jahren ging ich eines Nachmittags mit Stefan, meinem jüngsten Sohn, am Singel entlang, als uns kurz hinter der Leidsestraat ein silbergrauer Bentley überholte. Wir sahen ihm nach. Vater und Sohn. Gemeinsam sahen wir alle Spiele von Ajax und Barcelona. Gemeinsam sahen wir allen Lamborghini, Ferraris, Aston Martins und Jaguars nach. So auch diesem silbergrauen Bentley, der etwa fünfzig Meter vor uns angehalten hatte und langsam rückwärts fuhr. Auf unserer Höhe stoppte er. Das Fenster auf der Beifahrerseite glitt nach unten, und Bram Moszkowicz beugte sich zu uns heraus.

»Darf ich Ihnen meinen Glückwunsch aussprechen?«, sagte er. »Ich komme gerade aus Curaçao zurück, da habe ich Ihr Buch gelesen. Sie haben wirklich alles sehr genau

getroffen. Und alles stimmt auch noch, das kann ich Ihnen aufgrund meiner langjährigen Berufserfahrung versichern.«

Es handelte sich um *Bis an die Grenzen der Kriminalität. Auf der Suche nach einem weniger langweiligen Leben*. Ein zu langer Titel. Als das Buch in den Vereinigten Staaten erschien (nach dem Erfolg von *Einfach leben* fingen sie im Ausland an, meine Backlist herauszugeben), änderte der amerikanische Verlag den Titel in *Crime Without Borders* (der Titel *Crime Without Punishment*, an den man anfangs gedacht hatte, war leider schon vergeben). Ich habe das Buch immer als den Vorläufer von *Einfach leben* betrachtet oder besser gesagt: *Kriminalität ohne Grenzen* brachte mich erst auf die Idee.

Nur ein kleiner Teil der Menschheit setzt alles daran, sich selbst ganz zu verwirklichen. Sportler gehören zu dieser Kategorie, Fußballer, Radrennfahrer, Formel-1-Piloten, aber auch Künstler, Schriftsteller, Maler, Komponisten, Rockstars, Rapper, Filmregisseure. Sie begnügen sich nicht mit einem festen Arbeitsplatz; für diese Kategorie ist ein fester Arbeitsplatz die Hölle auf Erden. Das Leben ist zu kurz, um von neun bis fünf Vollzeit aus dem Fenster eines Bürogebäudes zu starren. Den Urlaub mit der Familie auf einem Campingplatz zu verbringen. Zwanzig Jahre vor dem Tod in Rente zu gehen. Die Rente – der zu lange Epilog eines ungeliebten Lebens.

Auch Kriminelle gehören zu dieser Sonderklasse. Sowohl den kleinen Einbrecher wie den Auftragskiller treibt das gleiche Adrenalin an. Die Spannung, die der Taschendieb in dem Moment empfindet, wo er seine Hand in die

halb offene Damenhandtasche gleiten lässt, ist die gleiche wie die des Stabhochspringers in der einen Sekunde, in der er sich fast schon über die Latte katapultiert hat, aber nicht weiß, ob er sie nicht doch noch zu guter Letzt mit der Ferse abwirft. Der Schwerverbrecher sieht sich ständig um, in einer Kneipe setzt er sich immer mit dem Rücken zur Wand, um die Tür im Auge zu behalten. Bevor er ins Auto steigt, kniet er sich hin und inspiziert die Unterseite seines Wagens – aber dafür lebt er auch intensiv. Jede Minute kann seine letzte sein. Der Auftragskiller atmet unhörbar beim Betreten des Hotelzimmers, in dem sein Opfer in tiefem Schlaf liegt. Wer hätte das gedacht, geht ihm vielleicht durch den Kopf. Dass ich auf dem Gymnasium eine Zwei plus für mein Erdkundereferat über die Einpolderung des Haarlemmermeers bekam und jetzt in einem Hotelzimmer stehe, eine Heckler & Koch mit Schalldämpfer locker in der trotz langjähriger Berufserfahrung noch immer ein wenig klammen Hand.

Das war mein Ausgangspunkt beim Schreiben von *Einfach leben*. Dass auch der Normalbürger ein Anrecht auf seinen Hotelzimmermoment hat, auf den Kneipentisch mit dem Rücken zur Wand, auf ein Leben in dem Bewusstsein, dass jede Minute die letzte sein kann. Und zwar vorzugsweise nicht beim Fallschirm- oder Bungeespringen. Das dauert nämlich sowohl zu lang als auch zu kurz. Erst muss man zum Flugplatz, dann in die Luft, den Fallschirm anlegen, abspringen – und ehe man's sich versieht, ist alles schon wieder vorbei. Nein, es geht auch einfach auf der Couch, auf dem Balkon, in der U-Bahn zur Arbeit. Das ist

es, was ich den Normalbürgern – den Menschen ohne Fantasie, wie ich sie unter uns gesagt nenne – mit *Einfach leben* anbieten wollte: ein tragbares Ding, das man nur aufzuklappen braucht, um wieder den gleichen Duft zu schnuppern. Immer und überall ist es möglich: das Leben. Pech gehabt, wenn du die fünfzig schon hinter dir hast und jetzt auf die vergangenen Jahre als verlorene Zeit zurückblicken musst. Aber dieses Reuegefühl hält nicht lange an. Von nun an ist jede Minute wie ein Jahr, man holt die verlorene Zeit schneller ein, als man denkt.

Ist mir der Erfolg zu Kopf gestiegen? Nein. Die Sache mit den Autos hat nichts zu bedeuten. Andere Männer kaufen sich mit fünfzig eine elektrische Gitarre oder pilgern in drei Monaten nach Santiago de Compostela. Ich bin mehr oder weniger normal geblieben. Ich selbst geblieben. »Mir selbst treu«, würde ich beinahe sagen, wenn das nicht eine allzu ausgelutschte Redewendung wäre. Tote Wörter, genauso tot wie »eine Herausforderung« oder wie »sich verletzlich zeigen«. Trotzdem habe ich ein ganzes Buch um diese Wörter herum geschrieben, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu verwenden. Als ich *Einfach leben* fertig hatte, habe ich mit der Suchfunktion das ganze Word-Dokument durchgecheckt, obwohl ich mir völlig sicher war. Nirgends habe ich den Lesern den Ratschlag gegeben, »sich treu zu bleiben« oder etwas als »Herausforderung« zu betrachten. »Verletzlich« ist ein fast schon obszönes Wort, wenn man es sich genau überlegt – ein Ding, ein Blütenblatt, ein Insekt, das man zwischen den Fingerspitzen zerreibt.

Trotzdem geht es genau darum im Leben, man muss es nur nicht mit abgenutzten Ausdrücken benennen wollen. »Normal« und »sich normal verhalten« kommen sechszwanzig beziehungsweise vierundsechzig Mal vor. »Normal« hat in den letzten fünf Jahren eine Metamorphose durchgemacht, und auch »sich normal verhalten« wurde in der Zwischenzeit gründlich abgestaubt – nicht nur von mir.

»Ist dir das nicht sympathisch, dass ich trotz allem so normal geblieben bin?«, frage ich meine Frau manchmal. Trotz des Jaguars XF, will ich damit sagen, den ich nach acht Monaten gegen einen ebenfalls schwarzen Range Rover Sport eingetauscht habe, der viel besser zu mir passt. Trotz der Millionen auf der Bank, trotz unseres Ferienhauses am Deich in Zeeland und trotz des Apartments in Barcelona. Ich frage es mit ironischem Unterton, mit einem Funkeln in den Augen, das ich auf Kommando anknipsen kann. Natürlich meine ich es nicht ernst, will ich mit dem ironischen Unterton und dem Funkeln in den Augen sagen. Nichts ist mehr normal im Leben eines Verfassers von Ratgebern, der auf der ganzen Welt zu Lesungen eingeladen wird. Um sein Rezept, wie man sich das Leben erleichtert, auch live mit seinem Lesepublikum zu teilen. Als würde sein Buch nicht ausreichen.

Ich verrate Ihnen jetzt ein Geheimnis. Der Kern meiner Philosophie, wenn man denn von einer Philosophie sprechen kann, passt auf eine DIN-A4-Seite. Was sage ich? Auf eine halbe DIN-A4-Seite. Er findet sich im Grunde in der Inhaltsangabe. Die Kunst besteht darin, das bisschen auf ein Buch von knapp dreihundert Seiten zu verteilen.

Und das meine ich nicht einmal im negativen Sinn. Diese dreihundert Seiten dienen einem Zweck: Menschen sind eher bereit, € 19,99 für ein Buch hinzublättern als für eine DIN-A4-Seite. Das versteht man unter einem guten Preis-Leistungs-Verhältnis. Außerdem sind die meisten Menschen schwer von Kapee. In *Einfach leben* haue ich immer wieder in die gleiche Kerbe, um meine Botschaft an den Mann zu bringen. In erster Linie indem ich viele Beispiele gebe. Aber wer das ganze Buch gelesen hat (und also schwer von Kapee ist), kann sich danach mit den fünf bis zehn Hauptpunkten begnügen, der ganzen beziehungsweise halben DIN-A4-Seite.

Vielleicht sind Sie nicht schwer von Kapee oder glauben es jedenfalls nicht zu sein – was schon recht viel ist, es ist auf jeden Fall ein Anfang. Für denjenigen, der nicht schwer von Kapee ist, enthält dieses Buch einen zusätzlichen Bonus. Ich habe inzwischen genügend Exemplare von *Einfach leben* verkauft. Vierzig Millionen, wie ich am Anfang bereits sagte, aber in diesem Moment sind es vielleicht schon vierzig Millionen zweihunderttausend. Ich sage das gelegentlich zu meiner Frau, mit dem gleichen ironischen Unterton und dem gleichen Funkeln in den Augen wie bei der Frage, ob es ihr nicht sympathisch sei, dass ich so normal geblieben bin.

»Die Erde dreht sich«, sage ich und räkle mich auf der Couch, die Hände hinter dem Kopf gefaltet. »Irgendwo auf der Welt sind in diesem Moment bestimmt Buchläden geöffnet. Auch wenn ich hier den ganzen Tag liegen bleibe, kommt genug Geld rein, dass wir uns heute Abend einen

Restaurantbesuch leisten können. Was sage ich? Fünfzig! Hundert!«

Ich will damit sagen, dass ich es nicht mehr nötig habe, Geld zu verdienen. Im letzten Jahr stand *Einfach leben* noch auf dem ersten Platz der am häufigsten illegal heruntergeladenen Bücher. Sollte mich das beunruhigen? Sollte ich mich in einer Talkshow über diese digitale Piraterie entrüsten? Neulich wollte man in einer der vielen Talkshows meine Meinung dazu hören. (Ich werde nicht verraten, in welcher, um die Leute nicht in Verlegenheit zu bringen.) Ich meinte, so etwas wie Schadenfreude in der Stimme der Redakteurin zu hören, die mich wegen des sogenannten Vorgesprächs anrief. (Das ist auch so was: Sie klingeln dich morgens um neun an und fallen gleich mit der Tür ins Haus, sie erkundigen sich nicht, ob du überhaupt Lust hast, am Abend in der Talkshow deine Aufwartung zu machen, sondern gehen gleich zum Vorgespräch über, dann haben sie das schon mal hinter sich.) »Und was halten Sie davon?«, fragte eine wahrscheinlich kaum einundzwanzigjährige Frau am anderen Ende. Aus dem Ton ihrer Stimme hörte ich vor allem heraus, dass ich es sehr schlimm finden müsse, all die illegal heruntergeladenen Bücher, als ob ich auf der Stelle mein Haus zum Verkauf anbieten und ein kleineres Auto fahren müsste.

Nein, ich werde es anders angehen. Ich werde den illegalen Downloadern unter die Arme greifen. Die meisten Bücher bringen einem nichts. Dieses schon. Ich werde die DIN-A4-Seite mit Ihnen teilen – zum Schluss, am Ende,

wenn ich gesagt habe, was ich zu sagen habe: auf der letzten Seite.

Und noch etwas: Das hier ist nicht einer dieser Ratgeber, deren Autor sein eigenes Leben nicht im Griff hat. Wie der Psychopath, der Psychiater wird, der Pyromane, der bei der Feuerwehr arbeitet, der Serienmörder, der beim Suchen der Leiche hilft. Und, wie hieß der Kerl noch gleich, er war Senator, nein, Gouverneur des Staates New York? Pflitzer ... Pfitzer ... Ich komm grad nicht auf den Namen. Wie auch immer, er hatte es sich als Gouverneur zur Lebensaufgabe gemacht, die Prostitution zu bekämpfen, bis herauskam, dass er Kunde eines exklusiven Escortservices war. Da stand er dann hinter dem Pult, eine Batterie Mikrofone vor sich, und beichtete seine Sünden. Im Blitzlicht der Kameras. Seine Frau stand neben ihm, fix und fertig, mit verweintem Gesicht.

Kinder von Zahnärzten haben die meisten Löcher in den Zähnen. Beim Klempner leckt es fortwährend. Erfolgreicher Verfasser von Ratgebern, berühmt, Millionär, kann ausgerechnet sich selbst nicht helfen und vermasselt sein Leben. Seitensprünge, Alkohol- und Drogenkonsum, Scheidung, Depression, Selbstmord. Solche Geschichten. Und die Moral von der Geschicht': Könige und Prinzessinnen sind nicht automatisch glücklich oder so ähnlich. Der Autor des Bestsellers »Wie man sich das Rauchen abgewöhnt« hat selbst wieder damit angefangen. Nein, das wäre alles viel zu einfach. Zu naheliegend. Wer also mit einer Geschichte rechnet, in der der Held auf dem Höhe-

punkt seines Ruhms und Reichtums zu Fall kommt, kann besser gleich bis zur DIN-A4-Seite am Ende weiterblättern.

Nein, ich bin nicht zu Fall gekommen. Es sind höchstens ein paar Dinge passiert, die mich nachdenklich gestimmt haben. Nicht mehr als ein Nachtrag, ein paar kurze Kapitel, die ich heute *Einfach leben* hinzufügen könnte, wie das Bonusmaterial auf einer DVD, die extralange Version – der »Director's Cut«. Ein neuer Umschlag und fertig ist die Laube. Und das aufgemotzte Endresultat landet dann zum Höchstpreis auf dem Ladentisch.

Ich muss jetzt wieder an den Gouverneur denken: Eliot Spitzer, so heißt er, ich habe es inzwischen nachgesehen. Würde ich jemals Julia bitten, auf einer Pressekonferenz neben mir zu stehen, auf der ich mitteile, was ich auf den folgenden Seiten schildern werde? »Was soll ich anziehen?«, würde sie mich fragen. »Etwas Schlichtes«, würde ich antworten, »was sich bewährt hat. Mir werden sie vielleicht nicht glauben, aber dir glauben sie sofort. Du brauchst gar nichts zu sagen. Deine Anwesenheit sagt genug.«

Nein, das würde ich ihr nie zumuten. Hilfreich wäre es bestimmt, aber auch der leichtere Weg. Ich muss es selbst machen.

Und so sind wir wieder beim Anfang angelangt. Beim Wort »selbst« und dem Titel meines erfolgreichsten Buches, das ich anfänglich *Der leichte Weg* nennen wollte. Man sucht einen Ausweg und wählt den leichtesten Weg. Ich halte das immer noch in allen Fällen für das Beste. Vergleichen Sie es mit einer Schiffskatastrophe: Das Schiff ist gekentert und treibt kieloben im Wasser. Ein solches Szenario wurde

schon des Öfteren verfilmt. Der Film muss abendfüllend sein, also folgen wir einer kleinen Gruppe Überlebender auf ihrer Odyssee durch das Schiffsinnere. Nie steht in einem Katastrophenfilm irgendwo ein Bullauge offen, durch das alle schon nach zehn Minuten rausklettern können.

Im wirklichen Leben aber gibt es dieses Bullauge.